

Editorial

Man mag darüber geteilter Meinung sein, ob gegenwärtig unsere Welt im Begriff ist, sich neu zu ordnen oder in einem Chaos zu versinken. Aus bestimmten Perspektiven – etwa der ökologischen – werden vermutlich viele unserer Zeitgenossen dazu neigen, der pessimistischen Prognose den Vorzug zu geben. Wie aber steht es um die gesellschaftliche und politische Zukunft unserer Welt? Sieht es da viel besser aus? Immerhin herrscht hierzulande doch ein beachtliches Einvernehmen, wenn es darum geht, drohende Umweltkatastrophen abzuwenden, und längst hat jeder die Ärmel hochgekrempt, um seinen Beitrag zu leisten, wenn Papier, Glas und Blech in die dafür vorgesehenen Container geschleppt werden sollen. Hier sind wir alle bereit, unsere Fehler einzusehen und an einer besseren, gesünderen Zukunft mitzuschaffen.

Ganz anders sieht es bei den großen politischen und sozialen Problemen aus; hier sind es nicht nur die (im Zweifelsfall für alles verantwortlichen) Politiker, deren Aktivitäten sich auf hilfloses Händeringen zu beschränken scheinen. Denn längst herrscht in der Bevölkerung kein Konsens mehr darüber, wie die vielen anstehenden Schwierigkeiten und Herausforderungen wirklich in den Griff zu bekommen sind: man denke an die große Aufgabe der deutschen Wiedervereinigung, an die leidige Asylfrage (und deren »Patentlösung« durch Rechtsradikale), an unsere Empörung angesichts der serbischen Politik auf dem Balkan, an die überaus brüchigen Verhältnisse in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion – vieles ließe sich hier noch nennen.

An der Situation auf dem Balkan läßt sich dieser fehlende Konsens exakt ablesen. Einerseits – und auch hier sind unsere Politiker nur die (gewählten) Repräsentanten einer gelähmten Macht, die vom Volke ausgeht – erscheint der Krieg in Bosnien-Herzegowina allen gleichermaßen unerträglich, und gerade uns Deutsche beschleicht ein mehr als flaes Gefühl beim Gedanken an mögliche serbische Folter- und Konzentrationslager. Soll man nun den Unterdrückten militärisch helfen, oder hieße dies nur wieder, »Öl ins Feuer zu gießen«, wie es zur geflügelten Redensart geworden ist? Da scheint es für Erleichterung zu sorgen, wenn die Zeitungen melden, grausame Übergriffe würden (mittlerweile) auch von der unterlegenen Gegenseite gemeldet, was immerhin doch den nicht zu unterschätzenden Vorteil hat, daß man nicht mehr Partei ergreifen muß – denn wer wüßte sicher, ob man auf der richtigen Seite steht, wenn es denn eine solche überhaupt gibt. So hat man bei aller Unerträglichkeit doch ein beruhigtes Gewissen, mit der sich das Unerträgliche ertragen läßt.

So schwanken wir in ohnmächtiger Regungslosigkeit zwischen dem Traumbild einer heilen Welt – wobei wir letztlich ahnen, daß es nur unser Traumbild ist – und einem wenig ehrenvollen, verschämten »Hilf dir selbst, sonst

hilft dir keiner«. Und zugleich wissen wir alle, daß sich mit dieser falsch verstandenen Zurückhaltung nichts zum Besseren ändern wird.

Wie nun läßt sich die Misere unserer Mut- und Kraftlosigkeit beseitigen? Ein Zauberwort, daß im Kampf gegen den drohenden Umweltkollaps Erfolge versprechen könnte, scheint sich mühelos übertragen zu lassen: Solidarität. Wollte man vom quantitativen Gebrauch des Wortes qualitative Rückschlüsse ziehen, dürften sämtliche oben angedeuteten Probleme längst gelöst sein. Doch verweist gerade der inflationäre Gebrauch des Begriffs darauf, daß so klar nicht zu sein scheint, was er in unserem Zusammenhang bedeuten soll. Denn es fällt uns weit leichter, uneingeschränkt für eine Sache wie den Naturschutz einzutreten, weil die Natur eben eine gute *Sache* ist, als für den in der Ferne lebenden (und leidenden) Mitmenschen, von dessen absoluter Integrität wir letztlich ebensowenig überzeugt sind wie von der eigenen.

Solidarität – das sollte eigentlich das zentrale Thema dieses Heftes sein. Doch schon während der internationalen und nationalen Redaktionsgespräche wurde deutlich, daß der Begriff, für sich genommen, wenig aussagt; denn Solidarität bezeichnet – das wird am Beispiel Naturschutz deutlich – eigentlich das Für-einander von Menschen, zwischen Individuen, die eben dieses aus freien Stücken bejahen und realisieren. So läßt sich streng genommen zwar von Solidarität in einer Sache, nicht aber mit einer »Sache« wie der Natur reden, da diese zur notwendigen Wechsel- und Gegenseitigkeit nicht fähig ist. Der Begriff der Solidarität scheint also mit dem der Individualität in enger Beziehung zu stehen. Wie sieht diese Beziehung aus? – Es wird wohl jedem einleuchten, daß man seinen Mitmenschen nicht zur Solidarität in irgendwelchen Belangen zwingen kann, denn was dabei herauskäme, wäre wohl kein Akt freier Solidarität, sondern Ergebnis des Zwangs; ja, es scheint andersherum klar zu sein, daß es der Freiheit des einzelnen bedarf, um solidarisch sein zu können, daß aber bloße Freiheit in keiner Weise Garant für ein solidarisches Miteinander ist. So scheinen die beiden Begriffe in den zwei Schalen einer Waage zu liegen, und es bleibt zu sehen, ob sie des Gleichgewichts bedürfen bzw. was geschieht, wenn eine dieser Waagschalen das Übergewicht erhält.

Zunächst soll das Verhältnis von Individualität und Solidarität theologisch angegangen werden; der Aufsatz von Karl-Heinz Menke trägt zu seiner Erhellung entscheidend bei. Denn letztlich verweist das »pro nobis« unseres Glaubensbekenntnisses auf nichts anderes als auf die gelebte Solidarität Gottes mit uns Menschen, eine, wie der Autor zeigen wird, »unbedingte« Solidarität, die nur aus dem absolut freien Willen des Gottessohnes hervorgehen kann. So stehen hier die beiden Waagschalen gleichsam in einer idealen Balance: Die individuelle Freiheit begründet hier vollkommene Solidarität, durch die diese Freiheit gleichsam zu ihren ganzen Blüte gelangt.

Wie nun sieht dieses Verhältnis ist den Demokratien unserer westlichen Industriegesellschaften aus? Vermag eine pluralistische Gesellschaft, die in

einem möglichst uneingeschränkten Individualitätskult – und damit logischerweise im zunehmenden Zwang zur Relativierung ihrer selbst – nach wie vor einen kulturgeschichtlichen Fortschritt zu erblicken hofft, im geforderten Moment gemeinsam, ja solidarisch zu handeln? Oder bedarf es vielmehr nicht doch gewisser Grundwerte des sozialen Verhaltens, damit menschliches Zusammenleben – eben auch gelebte Solidarität – möglich sind? – Die Gedanken, die Joseph Kardinal Ratzinger in seinem Beitrag entfaltet, lassen sich so gleichermaßen als eine kritische Anfrage an die westliche Industriegesellschaft wie als Rat an die jungen Demokratien Osteuropas verstehen, die aus ihrer eigenen Geschichte heraus allzu leicht der Gefahr unterliegen könnten, jeden gesellschaftlich geforderten Konsens erneut als politischen Zwang zu verstehen.

Damit ist bereits die gedankliche Brücke zum Beitrag von Hans Maier geschlagen. Denn wie eine Übergewichtung der Individualität wirkliche Solidarität gefährdet, so unterbindet eine ständige Berufung auf die geforderte Solidarität die freie Entfaltung des Individuums. Der Zusammenbruch der totalitären Staaten in unserem Jahrhundert, die immer wieder unbedingte Solidarität verlangten – sei es mit der »nationalsozialistischen Idee«, sei es als »Solidarität der werktätigen Klasse« – degradiert den einzelnen zur belanglosen und unfreien Figur im politischen Planspiel. Der Zwang zur Solidarität, den sich alle Diktaturen zu eigen machen, drückt – um in unserem Bild zu bleiben – die Waage aus der Balance und degradiert die angebliche Freiheit des Individuums in die Belanglosigkeit einer dumpfen Masse.

Nach den Beiträgen von Joseph Kardinal Ratzinger und Hans Maier wendet sich Konrad Adam mit seinem kritischen Beitrag wieder der Realität unserer bundesdeutschen Gegenwart zu. Was heißt – durchaus einmal gemessen am idealen Begriff der Solidarität, wie er zu Beginn von Karl-Heinz Menke entfaltet wird – Solidarität in unserer gesellschaftspolitischen Situation heute? Das Wort scheint – so die traurige Bilanz – seine eigentliche Bedeutung verloren zu haben. Ohne dem Autor vorgreifen zu wollen: Individualität hat sich mit einer falsch verstandenen Solidarität verbrüderet. Diese »Solidarität« bedeutet offensichtlich nur noch Interessengemeinschaft gleichgesonnener Individuen. Um es in unserem Bild zu sagen: Die Waagschale der Solidarität scheint nur noch im Gleichgewicht, in Wirklichkeit ist sie weitgehend leer.

Hier könnte sich der Kreis unserer Diskussion von Solidarität und Individualität schließen; auf die kritische Analyse der Zustände in unserer Industriegesellschaft ließe sich erneut mit der Forderung nach einem Grundkonsens sittlicher und religiöser Werte antworten. Das nähme sich pessimistisch, ja vielleicht überheblich aus; doch sind sich die Autoren durchaus bewußt, daß vier (Gesichts-)punkte noch keinen Kreis bilden und daß eine Zeitschrift, die sich diesem Thema widmet, letztlich zum Glück doch nur Theoretisches zu Fragen liefert, deren Antwort im Miteinander des täglichen Lebens zu suchen ist.